

# Rojîn & Zerya

Alan Lezan

Novelle

Ш-  
РОЖИН

Zimanê me, canê me  
Зерья



Eine Geschichte über das Sprechen, das Schweigen  
und das beharrliche Nennen der Namen,  
damit sie nicht vergessen werden.

## Prolog

Der Morgen, an dem die Sprache verschwand, war kein einzelner Augenblick, sondern ein langsames Verlöschen: Stimmen, die sich aneinander lehnten, wurden leiser, Namen rutschten in die Ritzen der Häuser, Lieder blieben in den Taschen der Frauen. In den Dörfern hingen die Worte wie unreife Früchte an den Zweigen — sichtbar, aber nicht zu erreichen — und wer sie pflückte, riskierte, dass die Hand, die fragte, die Antwort nicht verstand.

Rojîn und Zerya waren Kinder, als die Männer in staubigen Mänteln kamen. Sie kannten die Berge, die Quellen und die Lieder, die die Wege markierten; sie kannten die Namen der Bäume und die Reihenfolge der Sterne. Man nahm ihnen nicht nur die Freiheit, man verlangte, dass sie ihre Stimmen umformten, dass sie die Melodie ihrer Herkunft in eine fremde Tonart zwingen. Das Verbot war kein Gesetz allein — es war ein Messer, das durch Familien schnitt, ein Schatten, der Türen verschloss.

Dieses Buch ist kein Protokoll; es ist ein Sammelkorb aus Stimmen. Es versammelt Lieder, Briefe, Randnotizen und die leisen Zeugnisse derer, die blieben und derer, die fortgingen. Es erzählt von Kindern in Internaten, von Wagen, die in die Ferne rollten, von Karten, die sich verschoben, und von Frauen, die in Küchen die Namen wie Samen bewahrten. Es ist eine Suche nach dem, was nicht mehr auf offiziellen Listen steht, und zugleich ein Versuch, die verlorenen Stimmen wieder hörbar zu machen.

Am Ende bleibt die einfache Tat des Nennens: einen Namen aussprechen, ein Lied anstimmen, eine Erinnerung weitergeben. Das ist hier Widerstand und Versöhnung zugleich. Wenn du dieses Buch aufschlägst, nimm die Namen mit; sing die Zeilen leise; halte die Karten offen. Denn so lange Menschen die Namen nennen, sind sie nicht ganz verloren.

*Ez ji te re dibêjim — navên me ne mirin...*

*Ich sage es dir — unsere Namen sind nicht tot...*

## 1 - Kindheit und Abholung

Der Morgen kam wie ein Atemzug, der das Dorf weckte und ihm zugleich die Luft abschnitt. Nebel hing in den Terrassen, die Ziegen riefen, und die Frauen banden die letzten Brote in Leinentücher. Rojîn saß auf der Schwelle des Hauses, die Finger noch nach Mehl staubig, und sah, wie die Sonne über den kahlen Hügeln aufstieg — eine blasse Scheibe, die die Namen der Berge nur halb aussprach. Zerya spielte mit einem Stückchen Glas, das im Licht wie ein kleines Meer funkelte. Sie lachten, weil sie wussten, wie man lacht, wenn die Welt noch in Ordnung ist.

Dann kamen die Pferde. Erst ein Hufschlag, dann zwei, dann Stimmen, die nicht zu den Stimmen des Dorfes gehörten. Soldaten in staubigen Mänteln, die Gesichter hart wie Steine, stiegen ab. Ein Offizier trat vor, die Stiefel knirschten auf dem Kies. Er sprach Türkisch, langsam und laut, als spräche er zu einem Tier. Die Mutter zog die Kinder an sich, die Hände wie Netze um ihre Schultern geschlungen. Sie flüsterte Namen, die wie Samen klangen: *Rojîn, Zerya,*

*Miran, Gul.* Die Namen waren ein Schutz, ein kleiner Zauber gegen das, was kommen würde.

„Ihr müsst Türkisch lernen“, sagte der Offizier. Seine Stimme war ein Befehl, aber auch eine Anweisung, die die Welt neu ordnete. Niemand im Dorf antwortete auf Türkisch. Die Mutter nickte, nicht weil sie zustimmte, sondern weil sie wusste, dass Nicken manchmal weniger gefährlich ist als Schweigen. Die Kinder wurden auf Wagen verladen, die Decken rochen nach Rauch und Pferd. Rojîn drückte Zeryas Hand so fest, dass die Finger wehtaten. „Wenn du mein Lied vergisst“, flüsterte sie, „sing es in deinem Kopf. Zerya nickte, und in ihrem Innern blieb das Meer, ein stiller Ozean, den ihr Name trug.

Das Internat war ein Haus mit hohen Fenstern und Türen, die immer geschlossen schienen. Die Wände waren weiß, aber die Farbe war alt und bröckelte wie die Geschichten, die man nicht mehr erzählen durfte. Am Tor hing ein Schild, das in großen Buchstaben etwas verkündete; die Kinder konnten die Worte nicht lesen, aber sie spürten die Bedeutung wie einen kalten Wind. Die Leiterin des Hauses, eine Frau mit strengem Kinn, empfing sie mit einem Blick, der Güte und Strenge zugleich versprach. „Hier wird Türkisch gesprochen“, sagte sie. „Wer nicht spricht, wird lernen.“

Der Tagesablauf war ein Uhrwerk. Aufstehen, Waschen, Appell, Unterricht, Arbeit, Schlaf. Türkisch war nicht nur Sprache; es war ein Gesetz, das in den Stundenplan eingetragen war. Die Kinder lernten Vokabeln wie Soldaten drillen: *Haus, Wasser, Brot*. Die Lehrerinnen klatschten in die Hände, wenn ein Wort richtig ausgesprochen wurde. Wenn jemand im Schlaf ein kurdisches Wort murmelte, wurde er in die Ecke gestellt, bis die Knie zitterten. Rojîn und Zerya

erfanden Codes: ein Blick, ein Finger an der Lippe, ein Spiel mit den Haaren. In den Pausen flüsterten sie heimlich Wörter, die wie kleine Feuer waren, und schickten sie durch die Reihen wie verbotene Briefe.

Am dritten Tag kam ein Mann aus dem Dorf, ein Verwandter, der die Augen zu schnell bewegte. Er brachte Nachrichten, die wie Splitter klangen: Briefe, die nicht ankamen; Namen, die auf Listen verschwanden; Gerüchte von Männern, die an Wegen lagen, weil sie die Sprache nicht verstanden hatten. Niemand sprach laut darüber. Die Leiterin sagte nur: „Gerüchte sind gefährlich.“ Doch die Kinder hörten. Sie hörten von einem alten Mann, der an der Straße gestoppt wurde, weil er Türkisch nicht verstand; man habe ihn gefragt, und als er nicht antwortete, sei etwas Schreckliches geschehen. Die Geschichte blieb unvollständig, wie ein Bild, das jemand zerrissen hatte.

5

In der Nacht, wenn die Laternen flackerten und die anderen schliefen, saßen Rojîn und Zerya auf dem Boden ihrer Kammer. Zerya zog ein Tuch hervor, das nach Heu roch, und sang leise ein Lied, das die Mutter ihr beigebracht hatte. Die Melodie war einfach, aber sie trug Namen und Orte, die wie Karten waren: *Peri, Hozat, die Quelle hinter dem Stein*. Rojîn legte den Kopf an Zeryas Schulter und hörte zu, als würde sie die Welt wieder zusammensetzen. Die Lieder waren gefährlich, aber sie waren auch Nahrung.

Ein Auszug aus einem Aktenvermerk, den ein Kind heimlich in den Rand eines Schulheftes schrieb, stand dort in krakeliger Handschrift: „*Maßnahmen für diejenigen, die kein Türkisch können. Das Erlernen der Sprache ist verpflichtend.*“ Die Worte waren nicht vollständig verstanden, aber sie hingen wie ein Schatten über dem Haus. Die Kinder wussten,

dass Sprache nicht nur Worte sind; Sprache war jetzt Macht, und Macht konnte Leben nehmen.

„...und die Berge, still und unergründlich wie verschlossene Bücher, sahen aus, als hätten sie alle Antworten für sich behalten. Rojîn zeichnete mit dem Finger Linien in den beschlagenen Scheiben, und Zerya folgte ihnen mit dem Blick, als würde sie Karten lesen. „Wir werden zurückfinden“, sagte Rojîn, nicht als Versprechen, sondern als ein Samen, den man in die Erde legt. Zerya nickte, und das Meer in ihr antwortete mit einem leisen, unerschütterlichen Rauschen.

Die Abholung hatte begonnen, aber die Geschichte war noch nicht zu Ende. In den Jahren, die kommen sollten, würden Namen verloren gehen, Karten würden sich verschieben, und die Kinder würden lernen, dass das Sprechen manchmal gefährlicher ist als das Schweigen. Doch in diesem Augenblick, in dem die Welt noch nach Mehl und Heu roch, hielten zwei Schwestern einander fest und trugen die Sprache wie ein verborgenes Feuer weiter.

6

## 2 - Internatsalltag

Der Tag im Internat war wie ein Uhrwerk, das die Kinder in eine neue Zeit zwang. **Morgens** riss das Läuten der Glocke sie aus dem Schlaf; die Betten wurden gemacht, die Decken glattgestrichen, als handle es sich um eine Ordnung, die das Denken selbst glätten sollte. Beim Waschen standen sie in Reihen, das Wasser kalt, die Hände hastig. Die Aufseherinnen bewegten sich wie Schatten zwischen den Betten, ihre Stimmen kurz, präzise, ohne Zärtlichkeit.

Sprache war hier nicht nur Mittel zur Verständigung; sie war Disziplin, Maßstab, Waffe.

Im Unterricht saßen die Kinder auf harten Bänken, die Hefte offen, die Stifte bereit. Türkisch wurde wie ein neues Gebet gelehrt: erst die Laute, dann die Wörter, dann die Sätze, bis die Zunge sich an die fremde Form gewöhnte. Die Lehrerinnen lobten, wenn ein Wort sauber fiel, und strafte, wenn ein kurdisches Flüstern erappte. **Rojîn** beobachtete die Lippen der Lehrerin, suchte in ihnen die Melodie, die das Türkische tragen sollte, und merkte, wie das eigene Herz bei jedem richtigen Laut ein kleines Stück Erleichterung fand. **Zerya** hingegen sammelte Wörter wie Muscheln; sie legte sie in Reihen in ihrem Kopf und ordnete sie nach Klang, nicht nach Bedeutung.

Die Pausen waren ein anderes Reich. Auf dem Hof, zwischen den Linden, spielten die Kinder Spiele, die sie erfunden hatten, um nicht zu sprechen. Ein Blick bedeutete „Achtung“, ein Finger an der Lippe hieß „Schweig“. Manchmal aber brach die Notwendigkeit des Verborgenen durch: ein heimliches Wort, ein kurzer Vers, ein Name, der wie ein Stein ins Wasser fiel und Wellen schlug. Diese kleinen Rebellionen waren riskant und kostbar zugleich. Einmal, als Rojîn und Zerya ein altes Lied summten, blieb eine Aufseherin stehen, die Augen scharf wie Nadeln. Sie zählte nicht, sie hörte nur, und das Hören war Strafe genug.

Die Arbeit war Teil des Tagesplans. Die Mädchen halfen in der Küche, schälten Kartoffeln, kneteten Teig, trugen Wasser. Die Hände lernten, Dinge zu tun, die nicht gefragt wurden; die Hände lernten, sich zu erinnern, wenn der Mund schweigen musste. In der Küche erzählte eine Köchin, die selbst aus einem Dorf stammte, manchmal Geschichten in

gebrochenem Türkisch, und die Kinder lauschten, als wären es verbotene Früchte. Die Köchin war vorsichtig; sie kannte die Regeln, aber sie kannte auch die Lücken zwischen ihnen. Einmal, als sie dachte, niemand höre, murmelte sie ein kurzes Wort — *Stimme* — und die Luft im Raum veränderte sich. Für einen Augenblick waren alle wieder Kinder, nicht Schüler.

Abends, wenn die Lampen gedimmt wurden und die Stimmen leiser, kamen die Prüfungen. Nicht nur die schriftlichen, die in Heften standen, sondern die unsichtbaren: Wer konnte in der Pause Türkisch sprechen, ohne dass es wie ein Schauspiel wirkte? Wer konnte in einem Gespräch mit einem Aufseher die richtige Form finden, ohne die eigene Stimme zu verraten? Diese Prüfungen waren tägliche Prüfungen des Selbst. **Zerya** lernte, ihre Augen zu senken, wenn Fragen kamen; **Rojîn** lernte, Fragen zu stellen, die keine Antworten verlangten, nur Zeit kauften.

8

Manchmal kamen Fremde ins Haus: Beamte, die Listen mit Namen mitbrachten, Männer in Uniform, die Notizen machten. Sie sprachen von „Erziehung“ und „Integration“, von „Maßnahmen“, die notwendig seien. Die Worte klangen in den Ohren der Kinder wie kalte Versprechen. Einmal wurde ein Junge aus einer anderen Abteilung gerufen, weil seine Verwandten ihn abholen sollten; er ging, ohne sich umzudrehen, und kehrte nicht zurück. Die Stille, die er hinterließ, war schwerer als jede Strafe. Die Kinder lernten, dass Abwesenheit eine Form von Gewalt sein konnte.

In den Nächten, wenn die Türen verriegelt waren und nur das Atmen der Schlafenden den Raum füllte, trafen sich einige heimlich. Sie setzten sich auf den Boden, die Knie an die Brust gezogen, und flüsterten Namen, die wie Karten waren:

*Peri, Hozat, die Quelle hinter dem Stein.* Zerya sang dann leise, und die Melodie spannte eine Brücke zur Heimat. Die Lieder waren kurz, oft nur ein paar Takte, aber sie reichten, um die Erinnerung warm zu halten. Rojîn schrieb heimlich Wörter in die Ränder ihres Heftes, Wörter, die sie nicht laut aussprechen durfte, und faltete die Seiten so, dass niemand sie sehen konnte.

Die Leiterin des Internats war eine Frau, die an das Gute glaubte, aber an ein gutes, hartes Gut. Sie sprach von Fortschritt, von Zukunft, von einer Nation, die eine Sprache brauchte, um zusammenzuhalten. Doch ihre Augen verrieten, dass sie die Kosten kannte. Manchmal, wenn sie allein war, stand sie am Fenster und starrte in die Berge, als suchte sie nach etwas, das sie nicht benennen konnte. Einmal, als Rojîn sie beim Vorbeigehen sah, flüsterte die Leiterin: „*Manchmal frage ich mich, ob wir zu viel nehmen.*“ Dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie die Frage wegwischen, und ging weiter.

9

So vergingen die Tage: geordnet, streng, durchzogen von kleinen Fluchten. Die Kinder lernten, in zwei Sprachen zu leben — einer, die man laut sagte, und einer, die man heimlich bewahrte. Die Sprache, die verboten war, wurde zum Schatz, den man in der Brust trug. Und während draußen die Welt sich veränderte, formten die Mädchen im Innern des Hauses Pläne, die leise und hartnäckig waren: Wege zurückzufinden, Namen zu sammeln, Karten zu zeichnen. Denn selbst im strengsten Uhrwerk blieb Zeit für das, was nicht gezählt werden konnte: Erinnerung, Hoffnung, das leise Versprechen, einander nicht zu vergessen.

### 3 - Die Prüfung der Sprache

Der Morgen, an dem die Prüfung stattfand, war klar und kalt; der Atem der Kinder stand wie kleine Nebel über dem Hof. Man hatte die Reihen enger gestellt, die Bänke poliert, die Tafeln frisch gewischt — als könnte Sauberkeit die Wahrheit überdecken. Die Leiterin trat vor, die Hände gefaltet, und sprach in einem Ton, der keine Widerrede duldete: „*Heute gibt es eine Prüfung.*“ Die Worte fielen wie ein Vorhang.

Die Prüfung war einfach in ihrer Form: Fragen, Antworten, ein Urteil, das in Sekunden gefällt wurde. Die Kinder wurden einzeln aufgerufen, traten vor die Lehrerin, hörten eine Frage auf Türkisch und mussten antworten. „*Wie heißt du?*“ — „*Wo lebst du?*“ — „*Wie viele Geschwister hast du?*“ Die Fragen waren harmlos, aber die Konsequenzen waren es nicht. Wer stockte, wer zögerte, wer in die eigene Sprache zurückfiel, wurde markiert; Markierung bedeutete Nachsitzen, Strafe, manchmal das Verschwinden aus der Gruppe. 10

Rojîn beobachtete die Gesichter ihrer Freundinnen, wie sie nacheinander vortraten. Manche sprachen mit einer Sicherheit, die sie nicht fühlten; andere stammelten, die Zunge verknotet wie ein Faden, der sich nicht lösen wollte. Als Zerya an der Reihe war, trat sie vor, die Hände hinter dem Rücken, die Augen auf den Boden gerichtet. Die Frage kam, klar und schnell: „*Wo bist du geboren?*“ Zerya antwortete in Türkisch, aber die Wörter kamen wie Kiesel, nicht wie Brot. Die Lehrerin nickte, aber ihr Blick blieb kühl.

In der Pause verbreitete sich ein Gerücht wie Öl: Ein Mann aus einem Nachbardorf sei an der Straße angehalten worden; man habe ihn gefragt, und weil er nicht antwortete, sei er erschossen worden. Die Kinder hörten die Geschichte, die Details verschwammen, aber die Essenz blieb: Sprache war jetzt ein Test, und das Nichtbestehen konnte tödlich sein. Niemand sprach das Wort *erschossen* laut; es war, als würde das Aussprechen die Tat heraufbeschwören. Stattdessen sagten sie „*Er ist gegangen*“ — und schauten auf ihre Hände.

Die Prüfung war nicht nur ein Instrument der Kontrolle; sie war ein Mechanismus, der Identität zerschnitt. In den Heften der Schule standen Vokabellisten, daneben kleine Zeichnungen: ein Haus, ein Wasserkrug, ein Brot. Unter einem Bild hatte ein Kind heimlich in kurdischer Schrift ein Wort notiert, und als die Lehrerin das Heft fand, wurde das Kind vor die Klasse gestellt. Die Strafe war nicht nur körperlich; sie war Demütigung. Man zwang die Kinder, das kurdische Wort laut zu sagen, und lachte, wenn die Aussprache falsch war. Lachen wurde zur Waffe. 11

Ein älterer Junge, der aus einem abgelegenen Tal stammte, konnte kaum Türkisch. Als er vortrat, stotterte er, suchte nach einem Wort, das ihm nicht einfiel. Die Lehrerin wiederholte die Frage, lauter, schärfer. Der Junge schwieg. Ein Aufseher trat vor, nahm ihn am Arm und führte ihn hinaus. Die Tür fiel zu. Die Kinder hörten Schritte, dann Stille. Später sagten die Erwachsenen, man habe ihn „umgesiedelt“. Die Kinder wussten, dass *umgesiedelt* ein Wort war, das man nicht hinterfragte; es konnte vieles bedeuten.

In einem Winkel des Speisesaals saß die Köchin und nähte an einem alten Tuch. Sie hatte Augen, die zu viel gesehen hatten, und wenn sie sprach, war ihre Stimme ein Flüstern,

das wie ein Messer schnitt. „Sie fragen nicht, um zu lernen“, sagte sie einmal zu Rojîn, als diese Kartoffeln schälte. „Sie fragen, um zu prüfen, wer wir sind.“ Rojîn legte die Kartoffel beiseite und sah sie an. Die Worte der Köchin waren einfach, aber sie öffneten eine Tür, durch die ein kalter Wind wehte.

Die Prüfungen setzten sich in den folgenden Wochen fort, aber die Kinder lernten, Strategien zu entwickeln. Sie übten Antworten, sie merkten sich Sätze wie Gebete. Sie erfanden kleine Zeichen, die ihnen halfen, einander zu warnen: ein Kratzen am Hals bedeutete „Achtung, ein Fremder kommt“, ein zweimaliges Blinzeln hieß „Sprich nicht“. Diese Codes waren nicht nur Schutz; sie waren ein Netz, das die Gemeinschaft zusammenhielt.

Doch es gab Momente, in denen das Netz riss. Eines Abends, als der Wind durch die Ritzen piffte, kam ein Bote mit einer Liste. Namen wurden vorgelesen, und bei jedem Namen stockte die Luft. Einige Kinder wurden abgeholt; andere blieben. Unter den Abgeholt war ein Mädchen, das Rojîn kannte — sie hatte immer laut gelacht, als wäre Lachen ein Verbrechen. Sie ging ohne Abschied, die Augen groß vor Angst. Die Tür schloss sich, und die Stille, die sie hinterließ, war wie ein Loch im Boden. 12

Am Rand eines Heftes, in einer krakeligen Handschrift, notierte ein Kind einen Satz, den es irgendwo gehört hatte: „Für diejenigen, die kein Türkisch können, werden Maßnahmen ergriffen.“ Die Worte waren bürokratisch, aber sie trugen eine Schwere, die das Herz zusammenschnürte. Die Kinder lasen die Zeile wie ein Orakel; sie wussten, dass hinter dem Wort „Maßnahmen“ etwas lauerte, das nicht nur Strafen, sondern auch Abschiebung, Verlust, Tod bedeuten konnte.

In jener Zeit lernte Rojîn, dass Mut nicht immer laut ist. Mut konnte bedeuten, ein Lied im Kopf zu behalten, ein Name zu flüstern, wenn niemand hörte, oder einem Freund die Hand zu reichen, wenn die Welt kalt wurde. Zerya lernte, dass Sprache nicht nur aus Worten besteht, sondern aus Melodien, die man im Innern tragen kann. Und während die Prüfungen weitergingen, wuchs in beiden die Gewissheit, dass das, was man nicht aussprechen durfte, umso kostbarer wurde.

Rojîn sitzt auf der Treppe des Internats, die Hände um die Knie geschlungen, und schaut in die Ferne. Die Berge sind dunkel, die Sterne scharf. Sie denkt an das Lied, das ihre Mutter ihr gesungen hat, an die Quelle hinter dem Stein, an Namen, die wie Samen sind. Sie flüstert ein Wort, nur für sich, und das Wort bleibt in der Luft wie ein Versprechen: *Wir werden uns erinnern.*

13

#### 4 - Briefe, die nie ankommen

Die Post war ein Versprechen, das oft nicht eingelöst wurde. In den ersten Monaten im Internat wurde das Schreiben zur heimlichen Kunst. **Rojîn** lernte, wie man einen Brief faltet, so dass er wie ein unscheinbares Blatt aussah; **Zerya** lernte, wie man Wörter so wählt, dass sie nicht verraten, woher man kommt. Sie schrieben an die Mutter, an die Brüder, an Namen, die wie Anker klangen. Die Briefe begannen mit einfachen Sätzen: „*Wir sind gesund. Wir lernen. Sag den Nachbarn, dass wir singen.*“ Dann wurden sie vorsichtiger, setzten Zeichen, die nur die Familie verstand — ein Punkt an einer bestimmten Stelle, ein kleines Kreuz, das bedeutete: *Alles ist nicht gut.*

Die Zensur war unsichtbar und doch allgegenwärtig. Briefe wurden geöffnet, gelesen, ausgeschnitten. Manchmal kamen Antworten zurück, aber die Seiten waren leer an den Stellen, wo Namen standen, oder ganze Absätze fehlten. Einmal erhielt Rojîn einen Brief, in dem nur ein Satz übrigblieb: „*Komm nicht.*“ Die Tinte war verwischt, als hätte jemand die Worte mit kaltem Wasser ausgewaschen. Die Kinder lernten, zwischen den Zeilen zu lesen; sie lernten, dass Schweigen auch eine Nachricht sein konnte.

Es gab Gerüchte über Transporte nach Elazığ und Diyarbakır, über Lager, in denen Namen auf Listen verschwanden. Die Karten, die die Mädchen heimlich zeichneten, waren voller Fragezeichen. Ein Verwandter, der einmal vorbeikam, brachte eine Nachricht, die wie ein Splitter wirkte: „Man hat einige Familien fortgebracht. Manche Briefe kamen nie an.“ Die Leiterin des Internats sprach von „Umverteilung“ und „Sicherungsmaßnahmen“; die Worte klangen in den Ohren der Kinder wie dünnes Glas. Niemand erklärte, wohin die Menschen gingen, nur dass sie fortgingen. 14

In den Heften der Schule fanden die Mädchen manchmal Zettel, die nicht für sie bestimmt waren: Listen mit Namen, handschriftliche Vermerke, ein Stempel mit einem Datum. Ein solcher Zettel lag eines Morgens auf dem Tisch der Küche; die Köchin schob ihn heimlich zu Rojîn. Darauf stand in knapper, bürokratischer Sprache etwas wie: „**Transportliste — Ziel: Elazığ. Weiterleitung an Militärstelle.**“ Die Köchin flüsterte nur: „Bewahre das gut.“ Rojîn faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in ihr Hemd, als wäre er ein Herz.

Manche Briefe kamen mit Verspätung, andere gar nicht. Ein Junge aus einer anderen Abteilung wartete jahrelang auf eine

Antwort; als endlich ein Umschlag ankam, war die Handschrift fremd, die Worte kurz: „*Wir konnten nicht bleiben. Verzeih.*“ Die Ungewissheit fraß an den Tagen. Die Kinder erfanden Rituale, um mit dem Warten umzugehen: sie legten Steine an die Fensterbank, zählten die Monde, schrieben Namen in die Ränder ihrer Hefte, damit sie nicht verblassten. Die Briefe, die nie ankamen, wurden zu Schatten, die hinter den Türen lauerten.

Es gab auch Briefe, die zurückkamen, mit dem Vermerk „*Empfänger unbekannt*“ oder „*Abgereist*“. Diese Rücksendungen waren wie kleine Urteile. Einmal öffnete Zerya einen Umschlag, in dem nur ein Stück Stoff lag — ein Fetzen vom Handtuch der Mutter. Die Stille, die darauf folgte, war lauter als jeder Schrei. Die Mädchen hielten das Tuch wie ein Reliquiar und spürten, wie die Erinnerung an das Zuhause in ihren Händen vibrierte.

15

Zwischen den persönlichen Nachrichten tauchten immer wieder offizielle Mitteilungen auf, die in nüchternem Ton von „Maßnahmen zur Sprachförderung“ und „Umsiedlungsprogrammen“ sprachen. Ein fiktiver Aktenauszug, den Rojîn heimlich abschrieb, lautete: **„Anweisung: Kinder aus Regionen mit nicht-türkischer Muttersprache sind in staatliche Einrichtungen zu überführen; Rückführung nur nach Genehmigung.“** Die Worte waren kalt, aber sie erklärten vieles: warum Briefe stockten, warum Namen von Listen verschwanden, warum Karten unvollständig blieben.

Trotz allem blieben Briefe ein Akt der Hoffnung. Wenn ein Umschlag ankam, versammelten sich die Kinder, als wäre ein Fest. Sie lasen die Zeilen, hielten die Worte an die Brust und gaben sie weiter, als wären sie Brot. Manchmal waren es nur kleine Nachrichten: „*Der Apfelbaum trägt.*“ — und doch

reichte das Bild, um die Erinnerung zu nähren. Rojîn und Zerya sammelten diese Fragmente wie Samen; sie legten sie in die Taschen ihrer Kleider und trugen sie durch die Jahre.

Rojîn sitzt wieder am Fenster, ein Umschlag in der Hand, leer bis auf einen einzigen Satz, der wie ein Stein im Wasser liegt: „*Wir haben euch nicht vergessen.*“ Sie faltet den Brief, legt ihn in die Schürzentasche und steht auf. Draußen ist die Luft klar; die Berge sind wie ferne, verschlossene Bücher. Sie nimmt Zeryas Hand, und gemeinsam gehen sie in den Hof, wo die Kinder spielen, flüstern und hoffen — und wo die Briefe, die nie ankommen, weiterleben als leise, unbeugsame Versprechen.

## 5 - Fluchtversuch

16

Die Nacht war schwarz wie verschüttetes Tuch; nur der Mond schnitt eine schmale Bahn über den Hof. Die Fensterläden des Internats standen halb offen, und durch die Ritzen sickerte das Gerede der Wächter wie entferntes Wasser. In dieser Dunkelheit schien alles möglich und zugleich unmöglich. Pläne wuchsen wie Pilze an feuchten Mauern: heimlich, schnell, und doch zerbrechlich.

Rojîn hatte die Karte gezeichnet, die keiner Karte glich — Linien, die nur für jene Sinn ergaben, die die Namen der Quellen kannten. Sie hatte die Wege gezählt, die Stunden, die Schritte, die Pausen. Zerya kannte die Lieder, die man singen konnte, um die Angst zu dämpfen; sie hatte die Melodien in der Tasche ihres Kleides versteckt — Lieder, die sie im Kopf wie Vorrat aufbewahrte. Zusammen mit drei anderen Kindern — Miran, Gul und ein stiller Junge namens Hêvî — planten

sie, in der Nacht zu verschwinden, bevor die Morgenwache die Tore öffnete.

Der Fluchtplan war einfach: in der zweiten Nacht nach dem Vollmond, wenn die Wachen müde waren und die Hunde weniger aufmerksam, würden sie die Latrinemauer überwinden, den Feldweg nehmen und sich an den alten Steinbrücken orientieren. Niemand sprach von Rückkehr. Niemand sprach von dem, was sie zurückließen. Die Stille vor dem Aufbruch war dichter als jede Umarmung.

Als die Stunde kam, schlichen sie sich aus den Betten, die Decken wie Schatten um die Schultern geworfen. Die Korridore rochen nach Seife und kaltem Metall. Einmal blieb Rojîn stehen, die Hand auf dem Türrahmen, und hörte das leise Atmen der schlafenden Kinder. Sie dachte an die Mutter, an die Hände, die Brot formten, an das Handtuch, das sie einmal heimlich gerochen hatte. Dann trat sie hinaus. 17

Die Mauer war niedriger, als sie es in der Erinnerung gewesen war, und höher, als die Angst es zuließ. Miran kletterte zuerst, seine Finger suchten Halt in der rauen Oberfläche. Gul folgte, dann Zerya. Als Zerya oben war, drehte sie sich um und sah Rojîn an; für einen Moment trafen sich ihre Blicke wie zwei Boote, die einander kurz berühren. Dann sprangen sie hinab und liefen.

Der Weg war kälter als erwartet. Die Felder rochen nach Erde, die Bäche murmelten Namen, die sie kannten. Sie bewegten sich wie Schatten, die sich selbst verfolgten. Doch Flucht ist nie nur ein Weg; sie ist ein Netz aus Entscheidungen, und irgendwo im Netz lauert Verrat oder Unglück. Ein Hund begann zu bellen, weit entfernt, und die Schritte der Wächter wurden lauter. Die Kinder hielten an,

drückten sich an eine Hecke, und die Welt schien den Atem anzuhalten.

Ein Lichtschein schnitt durch die Dunkelheit — ein Laternenlicht, das näher kam. Stimmen, die nicht zu den Stimmen der Kinder gehörten, fragten etwas in Türkisch. Die Gruppe erstarrte. Miran flüsterte ein Wort, das keiner verstand, und Zerya legte die Hand auf seinen Arm. Die Stimmen kamen näher, und plötzlich war da ein Geräusch, das wie ein Riss klang: ein Schrei, ein Hufschlag, das Knacken von Zweigen. Jemand hatte sie gesehen.

Die Verfolgung war kurz und brutal. Ein Aufseher trat aus dem Schatten, die Uniform wie ein dunkler Mantel, und hinter ihm Männer mit Stöcken. Hände griffen, zerrten, und in dem Durcheinander verlor Rojîn Zerya. Ein Stoß, ein Ruck, und Zerya wurde weggerissen, in Richtung eines Weges, der zum Dorf führte. Rojîn rief, aber ihr Ruf wurde von den Stimmen übertönt. Sie sah, wie Zerya in die Lichter verschwand, und dann war nur noch die Nacht.

18

Die Strafe folgte schnell. Die Kinder, die gefasst wurden, wurden zurückgebracht, die Gesichter geschlagen, die Kleider zerrissen. Die Leiterin stand am Tor, die Augen hart, und sprach kein Wort. Es gab keine langen Verhöre; die Strafe war exemplarisch. Miran wurde in eine Ecke gestellt, Gul musste die Küche putzen, und Rojîn erhielt eine Nacht in der Isolation, die Wände eng wie ein Sarg. In der Dunkelheit der Zelle hörte sie das Echo ihres eigenen Herzschlags und das entfernte Rufen eines Hundes. Die Stille war eine Prüfung.

Am nächsten Morgen war Zerya fort. Niemand wusste, wohin man sie gebracht hatte. Gerüchte flogen wie Vögel:

man habe sie in ein anderes Internat gebracht, man habe sie zu Verwandten geschickt, man habe sie „umgesiedelt“. Rojîn suchte in den Gesichtern der Aufseher nach einem Hinweis, in den Listen nach einem Namen, in den Briefen nach einem Zeichen. Nichts. Die Leere, die Zeryas Weggang hinterließ, war wie ein Loch im Körper.

Die Tage danach waren von einer neuen Vorsicht geprägt. Die Kinder sprachen weniger, ihre Spiele wurden kürzer, ihre Blicke schärfer. Rojîn trug die Schuld wie einen Stein; sie fragte sich, ob sie anders hätte handeln können, ob ein anderes Versteck, ein anderes Lied Zerya gerettet hätte. Doch Schuld ist oft ein Luxus, den die Welt nicht erlaubt. Stattdessen lernte sie, die Lücken zu messen: die Lücke in der Schlafkammer, die Lücke am Tisch, die Lücke im Gesang.

Ein paar Wochen später kam ein Mann aus dem Dorf, der Augen hatte, die zu viel sahen. Er brachte eine Nachricht, die wie ein Messer war: Zerya sei in eine Sammelstelle gebracht worden, man habe sie in Richtung Elazığ weitergeleitet. Die Worte waren bürokratisch, aber sie trugen eine Schwere, die das Herz zusammenschnürte. Rojîn hielt den Zettel, auf dem nur ein Stempel und ein Datum standen, und fühlte, wie die Welt sich verschob. Die Karte, die sie einst gezeichnet hatte, war nun zerrissen.

In den folgenden Jahren blieb die Erinnerung an die Flucht wie eine Narbe: sichtbar, wenn das Licht darauf fiel, unsichtbar im Alltag. Rojîn lernte, mit der Abwesenheit zu leben; sie lernte, Namen zu sammeln, die wie Brücken waren. Manchmal, wenn der Wind durch die Linden strich, glaubte sie, Zeryas Lied zu hören, ein ferner Ton, der sich in den Straßen verlor. Sie sammelte diese Töne wie Muscheln und legte sie an die Brust.

Als die Dämmerung hereinbrach, saß Rojîn wieder auf der Mauer, die Hände um die Knie geschlungen, und starrte dorthin, wo Zerya verschwunden war. Die Nacht ist ruhig, aber in ihr brennt ein kleines, hartnäckiges Licht. Sie flüstert ein Wort, das wie ein Gebet klingt: *Wegfinden*. Und irgendwo, vielleicht in einer anderen Stadt, vielleicht in einem anderen Lager, hört eine andere Stimme dasselbe Wort und antwortet mit einem leisen, unerschütterlichen Ton.

## 6 - Zwangsumsiedlung und Lager

Der Herbst kam mit einem Geruch von nassem Laub und Metall. Briefe, die früher wie Hoffnung gewesen waren, wurden nun zu Warnungen; Listen mit Namen tauchten häufiger auf, und die Männer in Uniformen wirkten weniger wie Besucher und mehr wie Schicksal. Eines Morgens, als die Kinder noch halb im Schlaf waren, ertönte das Signal: Sammeln. Die Reihen bildeten sich schneller als sonst, die Stimmen waren leise, als hätten sie Angst, die Luft könnte die Worte verraten. 20

Man sagte ihnen, es sei eine „Übersiedlung“, eine Maßnahme zur besseren Versorgung, zur „Sicherung der Ordnung“. Die Worte klangen in den Ohren wie Phrasen aus einem fremden Buch. Wagen rollten vor, die Planen flatterten, und Männer mit Stempeln in den Händen lasen Namen vor. Rojîn stand in der Reihe, die Hände in den Taschen vergraben, und suchte nach einem Blick, der ihr sagen würde, dass alles nur ein Irrtum sei. Zerya war nicht da. Ihr Platz war leer, ein schwarzes Loch in der Reihe.

Die Transporte waren kalt und eng. Menschen wurden zusammengepfertcht, Decken reichten nicht für alle, und die Wagen fuhren stundenlang über Straßen, die wie Adern durch die Landschaft zogen. Einige sagten, sie würden nach Elazığ gebracht, andere flüsterten Diyarbakır. Auf den Listen standen Stempel, Daten, Vermerke: „Weiterleitung an Militärstelle“, „Empfänger unbekannt“. Die Namen der Orte verschwammen in den Gesprächen; in den Erinnerungen der Menschen blieben nur die Geräusche der Räder und das Rattern der Türen.

In den Sammelstellen herrschte Bürokratie wie ein kalter Wind. Zelte, Hallen, Räume mit Tischen, an denen Beamte Papiere prüften und Stempel setzten. Manchmal wurden Familien getrennt — Männer in eine Richtung, Frauen und Kinder in eine andere. Die Kinder, die noch im Internat gewesen waren, sahen Gesichter, die sie kannten, und Gesichter, die sie nie wiedersehen sollten. Ein alter Mann, der in der Ecke saß, murmelte Namen, als würde er versuchen, die Welt mit ihnen zusammenzuhalten. Die Kinder hörten zu und schrieben die Namen heimlich in die Ränder ihrer Hefte. 21

Die Verwirrung der Orte wurde zur täglichen Erfahrung. Manche, die nach Elazığ gebracht wurden, erinnerten sich später an Straßen, die sie für Diyarbakır hielten; andere nannten beide Städte in einem Atemzug, als wären sie dasselbe. Karten, die sie in den Köpfen trugen, waren zerrissen; Flüsse und Berge verschoben sich in den Erzählungen. Diese geografische Unschärfe war nicht nur Folge schlechter Erinnerung — sie war Folge der Gewalt, die Räume entstellte und Namen auslöschte. Wenn ein Ort nicht mehr sicher war, wurde er in der Sprache der Menschen unscharf.

In einem Lager bei Elazığ, so erzählte man, gab es Baracken mit engen Betten und langen Reihen von Tischen. Die Kinder wurden registriert, ihre Haare geschnitten, ihre Kleidung ausgetauscht. Türkischunterricht fand statt, aber er war nun Teil eines größeren Programms: Disziplin, Arbeit, Anpassung. Diejenigen, die Türkisch nicht sprachen, wurden besonders beobachtet. In manchen Berichten, die Jahre später gesammelt wurden, tauchte die Aussage auf, dass Menschen an Wegen gestoppt und gefragt worden seien; wer nicht antwortete, habe Strafen erlitten. Die Worte wurden in den Erzählungen vorsichtig ausgesprochen, als handle es sich um etwas, das man nicht vollständig benennen durfte.

Die Lager hatten ihre eigenen Hierarchien. Einige Aufseher waren streng, andere zeigten gelegentlich eine Geste, die an Menschlichkeit erinnerte — ein Stück Brot, ein Blick, der länger verweilte. Die Kinder lernten schnell, welche Worte man sagen durfte und welche nicht. Sie erfanden neue Rituale: ein gemeinsames Klopfen an die Wand, ein Lied, das nur aus zwei Tönen bestand, ein Zeichen, das bedeutete „Ich erinnere mich an dich“. Diese kleinen Handlungen wurden zu Brücken zwischen den Menschen, die sonst nur durch Zäune getrennt waren.

Manche Familien wurden weitergeleitet, manche blieben in der Nähe, und manche verschwanden aus den Listen. Die offiziellen Akten sprachen von „Sicherungsmaßnahmen“ und „Umsiedlungen“, und in den Randnotizen standen Vermerke über „Maßnahmen gegen nicht-türkischsprachige Bevölkerungsteile“. Diese Dokumente, nüchtern und bürokratisch, legten eine Kälte über die Geschichten, die die Menschen erzählten. In den mündlichen Erinnerungen aber lebten andere Details: ein Name, der nicht mehr gerufen

wurde; ein Apfelbaum, der plötzlich niemandem mehr gehörte; ein Haus, dessen Tür für immer verschlossen blieb.

Die geografische Verwirrung zeigte sich auch in den Rückkehrversuchen. Wer Jahre später suchte, fand oft nur Ruinen oder fremde Menschen, die das Land bewohnten. Karten, die einst vertraut gewesen waren, halfen nicht mehr; Wege waren verändert, Dörfer entvölkert oder umbenannt. Einige, die zurückkehrten, fanden Überlebende — alte Frauen, die Lieder kannten, Männer mit Narben, Kinder, die neue Namen trugen. Andere fanden nur Stille und Asche.

Inmitten dieser Bewegung blieben kleine Akte des Widerstands bestehen. In einer Baracke in Elazığ nähte eine Frau heimlich ein Tuch mit kurdischen Mustern; in einer Ecke eines Lagers sang ein alter Mann ein Lied, das die Namen der Berge aufzählte. Diese Handlungen waren unscheinbar, aber sie waren Zeugnisse eines Gedächtnisses, das sich nicht vollständig auslöschen ließ. Sprache, so lernten die Menschen, ist nicht nur Laut; sie ist ein Netz aus Namen, Liedern, Gerüchen und Gärten — und dieses Netz riss nicht so leicht. 23

Als der Tag sich neigt, sitzt Rojîn auf einem niedrigen Stein außerhalb einer Sammelstelle, die Hände um eine Tasse Tee gelegt, und betrachtet die Straße, die in die Ferne führt. Sie hat Briefe, Zettel, Namen in ihren Taschen; sie hat Karten, die zerrissen sind, und Lieder, die sie im Kopf trägt. Die Welt um sie herum ist verschoben, die Orte sind unscharf, aber in ihrem Innern bleibt ein klarer Punkt: die Suche. Sie steht auf, faltet die Papiere zusammen und geht zurück in die Halle, wo Stimmen zählen, Namen vorgelesen werden und Menschen versuchen, sich in einer Welt zurechtzufinden, die ihnen ihre Sprache genommen hat — und doch nicht ihre Erinnerung.

## 7 - Erwachsenwerden in der Fremde

Die Jahre legten sich wie Staub auf die Dinge. Aus Kindern wurden junge Frauen, die Stimmen sich tiefer, die Schritte sicherer. **Rojîn** fand Arbeit in einer Stadt, deren Namen sie anfangs nicht aussprechen mochte; die Straßen rochen nach Kohle und Öl, die Häuser standen eng wie Zähne. Sie arbeitete in einer kleinen Werkstatt, wo Metall gebogen und repariert wurde, und lernte, mit Händen zu sprechen, die nicht nach Heimat fragten. Die Arbeit gab ihr Stunden, die gezählt waren, und Nächte, in denen die Erinnerung an das Dorf wie ein ferner Klang blieb.

**Zerya** war in einer anderen Richtung gegangen. Man hatte sie in eine Sammelstelle gebracht, dann in ein anderes Internat, später in eine Familie, die sie nicht kannte. Dort lernte sie, sich anzupassen: die Namen zu wechseln, die Gewohnheiten zu übernehmen, die Sprache, die man ihr auferlegte, zu formen. Doch in den Nächten, wenn die Fremde still wurde, sang sie die Lieder, die die Mutter ihr gegeben hatte, und die Melodien legten sich wie ein warmer Mantel um ihre Schultern. 24

Beide trugen sie die Sprache wie ein verborgenes Feuer. Rojîn flüsterte Wörter in die Nähte ihrer Kleidung; Zerya schrieb Namen in die Ränder von Rechnungen und Notizen. Sie fanden Wege, die Erinnerung zu nähren: Rojîn kochte Gerichte, deren Geruch die Kindheit zurückrief; Zerya webte Muster in Tücher, die niemand verstand, außer denen, die die Muster kannten. Diese kleinen Akte des Widerstands waren unscheinbar, aber sie hielten das Netz zusammen.

Die Städte waren voller Menschen, die Namen trugen, die nicht zu ihren Gesichtern passten. Rojîn lernte, wie man in einer Sprache überlebt, ohne sich selbst zu verlieren. Sie hörte zu, wie andere sprachen, und sammelte Wörter wie Vorräte. Manchmal, wenn ein alter Mann in der Werkstatt vorbeikam und in gebrochenem Kurdisch ein Sprichwort murmelte, hielt sie den Atem an und antwortete in einem Ton, der kaum mehr als ein Hauch war. Diese kurzen Begegnungen waren wie Spiegel, in denen sie sich selbst erkannte.

Zerya hingegen fand in der Fremde eine andere Art von Familie: Frauen, die Nächte durchwachten, Kinder, die sie wie eine Schwester annahm, und Männer, die Geschichten kannten, die nicht in offiziellen Akten standen. Sie lernte, dass Zugehörigkeit nicht nur durch Blut bestimmt wird; sie kann durch Lieder, durch das Teilen eines Brotes, durch das Flüstern eines Namens entstehen. In einem kleinen Haus am Rand einer Stadt sang sie eines Abends ein Lied, und ein Junge, der neben ihr saß, wiederholte die Melodie. Für einen Moment war die Welt wieder ganz. 25

Die Suche blieb. Rojîn sammelte Namenlisten, die sie in den Märkten fand; sie fragte vorsichtig nach Verwandten, nach Dörfern, nach alten Wegen. Manchmal stieß sie auf Menschen, die etwas wussten: ein Stempel hier, ein Datum dort, ein Name, der auf einer Liste auftauchte. Die Bürokratie war ein Labyrinth, und die Akten sprachen in einer Sprache, die Leben in Nummern verwandelte. Ein fiktiver Vermerk, den Rojîn einmal heimlich abschrieb, lautete knapp: **„Rückführungen nur nach Genehmigung; Adressen unvollständig.“** Die Worte erklärten wenig und schlossen viel.

Zerya hörte von Rojîn nur in Bruchstücken: ein Gerücht, ein Name, der in einem Gespräch fiel. Sie schrieb heimlich an die Adresse, die ihr jemand gegeben hatte, und wartete auf ein Zeichen. Briefe kamen selten, und wenn, dann waren sie kurz und vorsichtig. Einmal erhielt Zerya einen Umschlag mit einem kleinen Stück Stoff — das gleiche Muster, das ihre Mutter getragen hatte. Sie hielt es an die Brust und weinte, leise, als würde sie ein Geheimnis bewahren.

Beide Frauen lernten, mit Verlust zu leben, ohne sich ihm zu ergeben. Rojîn heiratete nicht sofort; sie wollte zuerst wissen, ob die Suche Sinn hatte. Sie baute sich ein kleines Zimmer, in dem Karten an der Wand hingen, Linien, die sie mit Bleistift nachzog. Zerya fand Arbeit in einer Näherei, wo sie Muster stickte, die niemand lesen konnte, und in den Pausen erzählte sie Geschichten von Quellen und Steinen, die die anderen wie Märchen hörten.

26

Es gab Momente der Nähe und der Gefahr. Einmal wurde Rojîn in der Werkstatt von einem Beamten befragt, der Listen mit Namen bei sich trug. Er fragte nach Herkunft, nach Sprache, nach Verwandten. Rojîn antwortete ruhig, wählte Worte, die nicht verrieten, was sie im Herzen trug. Der Beamte nickte, stempelte etwas ab und ging weiter. Die Begegnung hinterließ eine Kälte, die lange anhielt. Sie lernte, dass Vorsicht nicht Feigheit ist, sondern Überlebenskunst.

Zerya erlebte eine andere Prüfung: Ein Kind, das sie betreute, wurde krank, und die Ärzte verlangten Papiere, Namen, Herkunft. Zerya suchte in ihren Erinnerungen nach Dokumenten, nach einem Beweis, den sie nicht hatte. Sie fand stattdessen Lieder, die sie dem Kind sang, bis das Fieber sank. Die Lieder waren Medizin, die keine Stempel brauchte.

In diesen Jahren wuchsen auch kleine Netzwerke. Menschen, die ähnliche Geschichten hatten, trafen sich heimlich in Küchen, in Hinterhöfen, in Werkstätten. Sie tauschten Namen, Karten, Gerüchte. Manchmal halfen sie einander, Briefe zu schreiben, manchmal versteckten sie jemanden für eine Nacht. Diese Netzwerke waren fragil, aber sie waren real — ein unsichtbares Geflecht, das Menschen verband, die sonst allein gewesen wären.

Rojîn steht auf einem Markt, die Hände in den Taschen, und sieht eine Frau, die ein Tuch mit einem vertrauten Muster trägt. Für einen Moment stockt die Zeit. Sie geht hin, berührt das Tuch, und die Frau sieht sie an — nicht mit der Kälte einer Fremden, sondern mit dem Erkennen einer, die dieselben Lieder kennt. Sie sprechen nicht viel; Worte sind oft zu schwer. Stattdessen tauschen sie einen Namen, einen Blick, ein kleines Stück Stoff. Es ist kein Wiedersehen, das alle Wunden heilt, aber es ist ein Anfang: ein Faden, der zwei Leben verbindet, die durch Jahre und Räume getrennt wurden.

27

## 8 - Rückkehrversuche

Die Jahre hatten die Karten verändert. Straßen, die einst zu vertrauten Höfen geführt hatten, endeten jetzt an neuen Zäunen; Dorfpfade waren zu Feldern geworden, die andere bewirtschafteten. Als die ersten, die zurückkehren wollten, ihre Schritte in Richtung Heimat setzten, merkten sie schnell, dass die Rückkehr kein gerader Weg war, sondern ein Labyrinth aus Namen, Stempeln und Schweigen.

Rojîn begann ihre Suche mit einer Liste, die sie über Jahre gesammelt hatte: Namen, Daten, Orte, kleine Notizen am Rand — ein Flickenteppich aus Erinnerungen. Sie reiste mit dem Zug, stieg an Bahnhöfen aus, fragte in Amtsstuben nach alten Vermerken, klopfte an Türen, die manchmal offen, oft aber verschlossen waren. Die Bürokratie sprach in nüchternen Sätzen: „*Keine Unterlagen vorhanden*“, „*Adresse unvollständig*“, „*Weiterleitung nicht möglich*“. Diese Sätze waren wie Mauern, die sich langsam um die Suchenden schlossen.

Manchmal führte ein Hinweis weiter. Ein Stempel auf einem alten Umschlag, ein Name, der in einem Archiv auftauchte, ein alter Mann in einem Café, der plötzlich innehielt und ein Dorf nannte, das Rojîn wie ein Herzschlag kannte. Diese kleinen Fäden verbanden die verstreuten Punkte auf ihrer Karte. Sie folgte ihnen, oft in die Irre, manchmal aber auch zu Türen, hinter denen Menschen saßen, die dieselben Lieder kannten.

28

Die Verwirrung der Orte blieb ein ständiger Begleiter. Menschen, die nach Elazığ geschickt worden waren, erinnerten sich an Landschaften, die andere als Diyarbakır beschrieben. Namen wurden verwechselt, Dörfer umbenannt, Karten neu gezeichnet. Rojîn lernte, den Geschichten zu misstrauen, die zu glatt klangen, und den Fragmenten zu vertrauen, die wie Splitter in den Erzählungen steckten. Sie sammelte Augenzeugen, notierte Stimmen, verglich Daten. Manchmal ergab sich ein Muster; oft blieb nur das Gefühl, dass etwas Wichtiges fehlte.

Bei einer Rückkehr fand sie ein Haus, dessen Tür offen stand und in dem niemand wohnte. Auf dem Herd lagen Asche und ein halb verbranntes Tuch. Ein Apfelbaum wuchs noch, aber

die Äste waren kahl. Rojîn setzte sich auf die Schwelle und sang leise ein Lied, das die Mutter ihr beigebracht hatte. Die Melodie trug Namen, die wie Samen klangen, und für einen Moment schien die Zeit stillzustehen. Dann kam ein Nachbar, ein Mann mit faltiger Stirn, und sagte nur: „Sie sind fort.“ Die Worte waren kurz, aber sie trugen eine ganze Geschichte.

Andere Rückkehrer hatten mehr Glück. In einem Dorf, das Rojîn nach langer Suche fand, saß eine alte Frau auf der Schwelle und webte. Als Rojîn nähertrat und einen Namen flüsterte, hob die Frau den Blick, und in ihren Augen stand Erkennen. Es war kein großes Wiedersehen; es war ein langsames Aneinanderfügen von Erinnerungen: ein Name, ein Lied, ein Geruch. Die Frau führte Rojîn in ein kleines Zimmer, holte ein Tuch hervor und legte es in ihre Hände — das gleiche Muster, das Rojîn aus Kindertagen kannte. Tränen kamen, leise und ohne großes Wort. Manchmal reichte das. 29

Die Suche war nicht nur physisch; sie war auch ein Kampf gegen das Vergessen. Archive waren lückenhaft, Akten unvollständig, und oft stand in den offiziellen Vermerken nur: „*Empfänger unbekannt*“ oder „*Abgereist*“. Diese Formulierungen verschleierten Schicksale. Rojîn traf Menschen, die Namen trugen, die nicht zu ihren Gesichtern passten, Kinder, die neue Identitäten angenommen hatten, Alte, die nur noch Bruchstücke der Sprache beherrschten. Die Wiedervereinigung war selten vollständig; sie war ein Mosaik aus Nähe und Fremdheit.

Zerya suchte auf andere Weise. Sie sammelte Lieder, die in den Städten kursierten, und fragte in Nähstuben, auf Märkten, in den Häusern der Frauen. Ein Muster im Stoff, ein Vers in einem Lied, ein alter Ausdruck — all das konnte ein Hinweis

sein. Eines Tages, in einer kleinen Näherei, hörte sie eine Melodie, die ihr das Herz stocken ließ. Eine Frau summete eine Zeile, die Zerya aus der Kindheit kannte. Sie trat näher, sprach den ersten Vers, und die Frau hielt inne. Es war kein sofortiges Wiedersehen, aber es war ein Anfang: zwei Stimmen, die dieselbe Melodie teilten, zwei Leben, die sich an einem Faden berührten.

Nicht alle Suchenden fanden Antworten. Manche kehrten mit leeren Händen zurück, mit Karten, die nur Fragezeichen zeigten. Die Ungewissheit nagte an ihnen; sie lernten, mit dem Nichtwissen zu leben. Andere fanden Spuren, die mehr Fragen aufwarfen als Antworten: Namen auf Listen, die in andere Regionen verwiesen; Hinweise auf Lager, die längst aufgelöst waren; Gerüchte über Menschen, die an Wegen gestoppt worden waren. Diese Fragmente wurden zu Geschichten, die man weiterzählte, damit das Vergangene nicht ganz verschwand. 30

Die Rückkehrversuche veränderten die Suchenden. Rojîn, die einst mit einer Karte und einem festen Ziel losgezogen war, lernte, dass Suche auch ein Zustand sein kann — ein beständiges Halten an Namen, ein Sammeln von Stimmen, ein Pflegen von Liedern. Zerya erkannte, dass Zugehörigkeit nicht immer an einem Ort hängt; sie kann in einem Muster, in einer Melodie, in einem geteilten Brot bestehen. Beide trugen die Erinnerung weiter, nicht als Last allein, sondern als Aufgabe: die Namen zu nennen, die Lieder zu singen, die Geschichten zu bewahren.

Rojîn sitzt auf einem Hügel und blickt auf ein Dorf, das halb im Nebel liegt. Sie hält eine Liste in der Hand, die Ecken abgenutzt, die Schrift verblasst. Sie faltet die Liste zusammen, legt sie an die Brust und flüstert die Namen, die

darauf stehen. Die Stimmen der Berge antworten nicht, aber in ihrem Innern formt sich ein leiser Entschluss: die Suche geht weiter. Und irgendwo, in einer anderen Stadt, in einer anderen Küche, singt eine Frau ein Lied, das einen Namen ruft — und die Welt, für einen Augenblick, wird wieder verbunden.

## 9 - Begegnungen mit der Bürokratie

Die Aktenräume rochen nach Papier und Staub, nach Tinte, die lange nicht mehr bewegt worden war. Für Rojîn und die anderen Suchenden waren diese Räume wie Tempel, in denen man Antworten erwartete, aber oft nur neue Fragen fand. Die Schalter waren aus Holz, die Beamten hinter Glas wirkten wie Wächter, die mit Stempeln statt mit Schwertern urteilten. Bürokratie war eine Sprache, die Leben in Nummern verwandelte; sie konnte Türen öffnen, aber genauso gut Türen für immer verschließen. 31

Rojîn trat ein mit einer Mappe, deren Kanten abgewetzt waren. In ihr lagen Zettel, Listen, Briefe — Fragmente eines Lebens, das in vielen Händen zerrissen worden war. Sie stellte sich an, wartete, beobachtete. Die Menschen um sie herum hatten ähnliche Mappen; manche weinten leise, andere sprachen mit einer Kälte, die aus zu vielen Enttäuschungen geboren war. Als sie an der Reihe war, legte sie ihre Papiere auf den Tresen. Der Beamte nahm sie, blätterte, stempelte, und seine Augen glitten über Namen, Daten, Vermerke.

„Keine Unterlagen vorhanden“, sagte er schließlich, ohne Blickkontakt. Die Worte waren ein Urteil, das nicht verhandelbar schien. Rojîn wiederholte Namen, nannte Dörfer,

beschrieb Wege, sang leise ein Lied, das die Mutter ihr gelehrt hatte. Der Beamte notierte nichts. Er sprach von Formularen, von Zuständigkeiten, von Aktenzeichen. Seine Sprache war präzise; sie ließ keinen Raum für Lieder.

Zwischen den offiziellen Sätzen tauchten immer wieder kleine, widersprüchliche Hinweise auf: ein Stempel auf einem Umschlag, eine handschriftliche Notiz am Rand eines Dokuments, ein Datum, das nicht passte. Diese Risse in der Ordnung waren oft die einzigen Spuren, die zu Menschen führten. Rojîn lernte, diese Spuren zu lesen: ein Stempel konnte bedeuten, dass jemand weitergeleitet worden war; eine Randnotiz konnte auf eine Sammelstelle verweisen; ein Name, der zweimal auftauchte, war ein Faden, an dem man ziehen konnte.

In einem Archivraum fand sie schließlich eine Kladde, deren Einträge in einer engen, nüchternen Handschrift verfasst waren. Die Seite war halb zerrissen, doch ein Eintrag blieb lesbar: **„Überführung von Kindern aus Region X — Weiterleitung Elaziğ — Liste beigefügt.“** Rojîn fotografierte die Zeile mit zitternden Händen, als wäre das Bild ein Beweis, den niemand mehr wegstempeln konnte. Die Kladde war kein Versprechen; sie war ein Hinweis, ein Stück eines Puzzles, das noch zusammengesetzt werden musste.

Die Bürokratie zeigte auch ihre Grausamkeit in der Sprache der Formulare. Wörter wie *„umgesiedelt“*, *„weitergeleitet“*, *„Empfänger unbekannt“* standen in offiziellen Vermerken, als wären sie neutrale Tatsachen. In den Gesprächen der Menschen aber wurden diese Worte zu Schlägen: sie bedeuteten Trennung, Verlust, das Verschwinden von Namen aus dem Leben. Rojîn begann, die offiziellen Formulierungen

zu übersetzen — nicht in eine andere Sprache, sondern in das, was sie für die Menschen wirklich bedeuteten.

Manchmal öffnete sich eine Tür. Ein Beamter, der älter war und dessen Hände zitterten, legte eine Akte beiseite und sagte leise: „Es gab Fälle, die nicht vollständig dokumentiert wurden. Manche Listen sind fragmentarisch.“ Er zeigte auf eine Reihe von Namen, die mit Bleistift nachgetragen waren. Für einen Moment war die Kälte gebrochen; ein Mensch hatte die Maschine der Bürokratie unterbrochen. Rojîn schrieb die Namen ab, faltete das Blatt und verstaute es wie einen Schatz.

Doch die Begegnungen mit der Bürokratie waren nicht nur Suche nach Papieren; sie waren auch Begegnungen mit Menschen, die in diesem System arbeiteten. Einige Beamte waren unnahbar, andere müde, wieder andere hilfsbereit in kleinen Gesten: ein Hinweis auf ein anderes Amt, eine Telefonnummer, ein Name, den man anrufen konnte. Diese kleinen Hilfen waren selten, aber sie existierten. Rojîn lernte, dass Geduld und Beharrlichkeit oft mehr bewirkten als Wut.

33

Parallel zu den Amtsgängen entstanden andere Wege: Gespräche mit ehemaligen Aufsehern, Treffen mit Frauen, die in Sammelstellen gearbeitet hatten, und das Sammeln mündlicher Zeugnisse. Diese Erzählungen füllten die Lücken, die die Akten ließen. Ein alter Mann erinnerte sich an einen Transport, dessen Wagen in der Nacht gehalten worden sei; eine Frau nannte den Namen eines Dorfes, das auf keiner Karte mehr stand. Diese Stimmen waren fragmentarisch, widersprüchlich, aber sie waren lebendig — und manchmal lebendiger als jede offizielle Notiz.

Ein fiktiver Aktenauszug, den Rojîn in einem Heft notierte, lautete knapp:

**„Vermerk: Rückführungen nur nach Genehmigung; Adressen unvollständig; weitere Ermittlungen erforderlich.“**

Die nüchterne Sprache des Auszugs stand im Kontrast zu den Geschichten, die Rojîn hörte: Kinder, die in anderen Städten aufwuchsen; Familien, die nie wieder zusammenfanden; Lieder, die nur noch in den Köpfen weniger Überlebender existierten. Bürokratie konnte Fakten festhalten, aber sie konnte nicht die Lieder notieren, die Namen, die Gerüche eines Hauses.

In einem besonders kalten Winter besuchte Rojîn ein Amt, das für Rückführungen zuständig war. Dort traf sie auf eine Frau, die selbst als Kind getrennt worden war und später in der Verwaltung gearbeitet hatte. Die Frau sprach leise, aber mit einer Klarheit, die Rojîn überraschte. „Wir haben damals vieles notiert, aber nicht alles blieb erhalten“, sagte sie. „Manche Listen wurden vernichtet, andere gingen verloren. Aber es gibt Namen, die wir nie vergessen haben.“ Sie reichte Rojîn eine Liste mit handschriftlichen Ergänzungen — kleine, unscheinbare Einträge, die Hoffnung trugen. 34

Die Begegnungen mit der Bürokratie hinterließen Spuren. Rojîn sammelte Kopien, notierte Hinweise, sprach mit Menschen, die bereit waren, Erinnerungen zu teilen. Sie lernte, dass die Wahrheit oft in den Rändern der Akten lag: in Bleistiftnotizen, in Stempeln, in vergessenen Umschlägen. Diese Ränder wurden zu ihrem Arbeitsfeld; dort fand sie die Fäden, die zu Menschen führten.

Rojîn sitzt in einem kleinen Café neben dem Archiv, die Mappe offen, die Seiten voller Notizen. Draußen fällt Regen, der die Straßen glänzen lässt. Sie faltet eine Kopie eines Aktenauszugs, legt ihn in die Mappe und schreibt einen Namen in ihr Heft — einen Namen, der vielleicht eine Tür öffnen wird. Die Bürokratie bleibt ein Labyrinth, aber in den Händen derer, die nicht aufgeben, werden die Papiere zu Karten. Und Karten, so hat sie gelernt, können Wege zeigen — auch wenn die Wege lang und schwer sind.

## 10 - Die Stimme der Mutter

Die Jahre hatten die Stimmen verändert, aber nicht die Lieder. In einem kleinen Zimmer, dessen Fenster auf einen Hinterhof blickte, saß Rojîn und hielt ein altes Tuch in den Händen. Es roch nach Rauch und Lavendel, nach Tagen, die anders gewesen waren. Auf dem Tisch lag ein Bündel von Zetteln, Briefe, Notizen, Namen — alles, was sie gesammelt hatte, um die Lücken zu füllen. Doch was sie am meisten suchte, war nicht ein Stempel oder ein Datum; es war die Stimme, die ihr die Welt erklärt hatte, bevor die Welt sie neu ordnete: die Stimme der Mutter.

35

Eines Nachmittags, als der Regen leise gegen die Scheiben trommelte, kam eine Frau ins Zimmer, die Rojîn kaum kannte. Sie war alt, die Hände von Arbeit gezeichnet, und in ihren Augen lag etwas, das Rojîn sofort erkannte: die gleiche Art von Erinnerung, die nicht in Akten stand. Die Frau setzte sich, zog ein Tuch hervor und begann zu singen — nicht laut, nicht für ein Publikum, sondern wie jemand, der ein Feuer neu entfacht. Die Melodie war einfach, aber sie trug Namen,

Orte, kleine Geschichten. Rojîn schloss die Augen und hörte die Mutter in der fremden Stimme.

Die Stimme der Mutter war kein bloßes Wiederholen von Worten; sie war ein Geflecht aus Bildern. „*Die Quelle hinter dem Stein*“, sang die Frau, und Rojîn sah das Wasser, das im Sommer kalt war, hörte das Plätschern, das die Kinder weckte. „*Peri, Hozat, die Straße mit den zwei Eichen*“ — jedes Wort öffnete eine Tür in der Erinnerung. Die Lieder waren wie Karten, die nicht mit Linien, sondern mit Klängen zeichneten. Sie zeigten Wege, die keine offiziellen Karten kannten.

Rojîn begann, die Lieder aufzuschreiben. Sie schrieb nicht nur die Worte, sondern auch die Pausen, die Atemzüge, die kleinen Betonungen, die eine Melodie zu einer Heimat machten. Manchmal setzte sie neben eine Zeile einen Namen, eine Notiz: „*gesungen von Fatma aus Dorf X*“, „*Melodie ähnlich wie Lied Y*“. Diese Notizen waren mehr als Archivarbeit; sie waren ein Versuch, die Stimme der Mutter zu bewahren, bevor sie sich in der Welt verlor. 36

Zerya, die in einer anderen Stadt lebte, hörte von diesen Treffen. Sie kam, so oft es ging, und brachte Stoffe mit, die sie auf Märkten gefunden hatte — Tücher mit Mustern, die an die alten Webereien erinnerten. Wenn die beiden Schwestern zusammen waren, verschmolzen die Lieder mit den Stoffen: ein Muster erinnerte an eine Zeile, eine Farbe an einen Vers. Sie nähten, sie sangen, und in diesen Handlungen lag ein Widerstand, der leise und beständig war.

Die Stimme der Mutter war nicht nur Trost; sie war auch Zeugnis. In den Liedern steckten Namen, die in offiziellen Listen fehlten, kleine Details, die niemand in einem

Aktenvermerk notiert hätte: wer neben wem saß, welche Frau das Brot teilte, welcher Mann im Herbst fortging. Diese Details halfen, Lücken zu schließen. Wenn Rojîn ein Lied notierte, fügte sie oft eine Randnotiz hinzu: „*Erinnerung: Nachbar Hasan, Apfelbaum, 1938*“. So wurden Lieder zu Dokumenten, und Dokumente zu Liedern.

Manchmal kamen Menschen, die etwas wussten, und setzten sich zu ihnen. Ein alter Lehrer, der einst in einer Sammelstelle gearbeitet hatte, erzählte von Namen, die er in Listen gesehen, aber nie laut ausgesprochen hatte. Eine Frau, die als Köchin in einem Lager gedient hatte, erinnerte sich an Kinder, die nachts heimlich sangen. Diese Stimmen ergänzten die Lieder; sie fügten Fakten hinzu, die die Erinnerung stützten. Gemeinsam bauten sie ein Netz aus Stimmen, das stärker war als die einzelnen Fäden.

37

Doch die Stimme der Mutter trug auch Schmerz. In manchen Versen lag ein Ton, der nicht nur an Orte erinnerte, sondern an Abschiede: „*Er ging an einem Morgen, die Hände leer*“, sangen sie, und die Worte hoben die Bilder von Türen, die sich schlossen, von Stühlen, die leer blieben. Diese Zeilen waren schwer zu singen; oft brachen die Stimmen, und die Frauen schwiegen, bis die Stille wieder ein Lied fand, das weitergehen konnte. Trauer wurde so Teil des Repertoires, und das Singen wurde zur Übung des Erinnerns.

Eines Abends, als die Lampe flackerte und die Stadt draußen in Regen und Licht verschwamm, brachte eine junge Frau ein Bündel mit — Briefe, die sie in einem Amtsschrank gefunden hatte. Darin war ein Name, der Rojîn bekannt vorkam: ein Vermerk, ein Stempel, ein Datum. Es war kein vollständiger Beweis, aber es war ein Anker. Die Frauen legten die Briefe auf den Tisch, sangen die Zeilen, die sie kannten, und fügten

die neuen Informationen wie Perlen an eine Kette. Jeder Fund veränderte die Melodie ein wenig; jede Melodie veränderte die Bedeutung eines Fundes.

Die Stimme der Mutter wurde so zur Brücke zwischen dem, was offiziell war, und dem, was gelebt worden war. In den Liederzeilen fanden sich Hinweise, die Archivseiten ergänzten; in den Akten fanden sich Namen, die den Liedern Gewicht gaben. Rojîn verstand, dass ihre Arbeit nicht nur darin bestand, zu suchen, sondern auch, Zeugnis zu geben: die Lieder zu sammeln, die Namen zu nennen, die Geschichten zu ordnen, damit die Erinnerung nicht in Einzelteilen verschwand.

Am Ende des Tages sitzen Rojîn und Zerya nebeneinander, die Hände ineinander verschlungen, und singen ein Lied, das sie beide kennen. Die Melodie ist einfach, die Worte wiederholen sich, aber in jeder Wiederholung liegt ein anderes Gewicht. Draußen hat der Regen aufgehört; die Stadt atmet leise. Die Frauen im Zimmer hören auf zu singen, und für einen Moment bleibt nur die Nachwirkung der Stimmen — ein warmes Echo, das in den Wänden hängt.

38

Rojîn legt das Tuch auf den Tisch, faltet die neuen Notizen zusammen und schreibt einen Namen in ihr Heft. Es ist kein Ende, nur ein weiterer Eintrag in einer langen Liste. Doch in diesem Eintrag steckt etwas anderes: die Gewissheit, dass die Stimme der Mutter nicht nur Erinnerung ist, sondern Verpflichtung. Wer die Lieder sammelt, trägt Verantwortung; wer die Namen nennt, hält die Welt zusammen. Und so singen sie weiter, nicht nur für sich, sondern für jene, deren Stimmen verloren gingen — damit sie nicht ganz verstummen.

## 11 - Versöhnung und Verlust

Die Jahre hatten Narben gezeichnet, aber sie hatten auch Wege geöffnet, die zuvor unsichtbar gewesen waren. Manche Türen, die lange verschlossen schienen, öffneten sich langsam, mit dem Quietschen alter Scharniere; andere blieben zu, und hinter ihnen lag nur Stille. Für Rojîn und die, die suchten, bedeutete Versöhnung nicht unbedingt Wiedervereinigung — oft war sie ein leiser Prozess des Anerkennens, ein Abwägen zwischen dem, was war, und dem, was noch möglich blieb.

Es begann mit kleinen Begegnungen. In einem Dorf, das Rojîn nach langer Suche fand, saß ein Mann auf der Schwelle seines Hauses und schnitt Holz. Sein Gesicht war von der Sonne gegerbt, die Hände rau. Als Rojîn seinen Namen nannte, erstarrte er, dann stand er auf, ging langsam auf sie zu und nahm ihre Hand. Es war kein triumphales Wiedersehen; es war ein vorsichtiges Abtasten, wie zwei Menschen, die prüfen, ob die Brücke noch trägt. Sie sprachen wenig. Worte waren oft zu schwer. Stattdessen setzten sie sich, teilten Brot, und die Stille zwischen ihnen füllte sich mit Erinnerungen, die nicht mehr erklärbar, aber spürbar waren. 39

Andere Treffen waren schmerzhafter. Eine Frau, die einst Rojîns Nachbarin gewesen war, erkannte die Namen, die Rojîn nannte, aber ihre Augen blieben leer. Sie hatte neue Kinder, neue Pflichten, und die Vergangenheit war für sie ein Kapitel, das sie zugeschlagen hatte, um weiterleben zu können. Versöhnung bedeutete hier, die Entscheidung der anderen zu respektieren — nicht als Verrat, sondern als Überlebensstrategie. Rojîn lernte, dass Wiedersehen nicht

immer die Heilung bringt, die man sich erhofft; manchmal bringt es nur die Gewissheit, dass das Leben weitergegangen ist, mit oder ohne einen.

Es gab auch Momente, in denen offizielle Anerkennung half. In einer kleinen Zeremonie, die mehr Formalität als Feier war, wurden Namen in ein Register eingetragen, die lange gefehlt hatten. Für einige Familien bedeutete das eine Art Schließung: ein Dokument, das bestätigte, dass jemand gelebt hatte, dass ein Name nicht nur ein Flüstern in der Erinnerung war. Diese bürokratischen Akte waren nüchtern, aber für die Hinterbliebenen hatten sie Gewicht. Ein Stempel konnte nicht die verlorenen Jahre zurückbringen, aber er konnte das Vergessen erschweren.

Doch Verlust blieb allgegenwärtig. Häuser, die einst voller Stimmen gewesen waren, standen leer oder waren von anderen bewohnt. Apfelbäume, die Früchte getragen hatten, waren verwildert. Manche Gräber waren nicht mehr auffindbar; andere waren gepflegt von Fremden, die die Namen nicht kannten. Rojîn stand oft vor solchen Orten und spürte, wie die Zeit sich in Schichten legte: die Gegenwart obenauf, darunter die Vergangenheit, die man nur mit Mühe freilegen konnte. 40

In den Tagen der Versöhnung traten auch alte Konflikte wieder hervor. Manche, die zurückkehrten, forderten Besitz, Rechte, Anerkennung; andere wollten nur in Ruhe gelassen werden. Die Gemeinschaften, die einst zusammengehört hatten, waren durch Jahre der Trennung verändert. Neue Bindungen waren entstanden, alte Bande gelockert. Versöhnung bedeutete deshalb auch, neu zu verhandeln, Kompromisse zu finden, manchmal zu vergeben — nicht aus Großmut, sondern aus der Notwendigkeit, weiterzuleben.

Für Rojîn war Versöhnung oft ein innerer Prozess. Sie lernte, die Lücken zu akzeptieren, ohne sie zu romantisieren. Sie sammelte Namen, ordnete Lieder, schrieb auf, was noch zu retten war. Manche, die sie suchte, fand sie lebend; andere fand sie nur als Erinnerung in den Stimmen der Alten. Ein Wiedersehen mit einem Bruder, der in einer anderen Stadt gelebt hatte, war zärtlich und schmerzhaft zugleich: Jahre der Abwesenheit hatten Worte verändert, und doch reichte ein Blick, um die Verwandtschaft zu bestätigen. Sie sprachen lange, und am Ende lagen ihre Hände ineinander, als wollten sie die verlorene Zeit zusammenhalten.

Es gab auch Versöhnung, die nicht mit Menschen stattfand, sondern mit Orten. Rojîn kehrte an die Quelle hinter dem Stein zurück, setzte sich ans Ufer und sang leise. Die Melodie war dieselbe wie früher, aber die Ufer waren anders; ein Zaun verlief nun dort, wo einst ein Pfad gewesen war. Sie sang trotzdem, und die Stimme trug Namen, die niemand mehr rief. Das Wasser antwortete mit seinem alten Rauschen, und für einen Moment schien die Welt wieder ganz. 41

Manche Geschichten endeten mit einem leisen Frieden. Eine Frau, die jahrelang gesucht hatte, fand am Ende nur einen Brief, der in einer Schublade lag — ein kurzer Satz, eine Entschuldigung, ein Name. Es war nicht viel, aber es reichte, um etwas zu schließen. Andere blieben offen, wie Wunden, die nicht heilen wollten. Rojîn lernte, mit beiden Arten zu leben: mit dem, was sich fügen ließ, und mit dem, was unaufhebbar blieb.

Rojîn sitzt wie immer auf einer niedrigen Mauer, die Hände gefaltet, und blickt auf ein Dorf, das halb im Abendlicht liegt. Neben ihr liegt ein Bündel mit Notizen, Namen, Liedern. Sie nimmt ein Blatt heraus, faltet es, legt es in ihre Tasche und

steht auf. Versöhnung ist kein Ziel, das man erreicht; sie ist ein Weg, den man geht — manchmal langsam, manchmal mit Stolpern, oft begleitet von Verlust. Rojîn geht den Weg weiter, nicht weil sie alle Antworten hat, sondern weil das Erinnern selbst eine Form des Lebens ist. Und während sie geht, summt sie ein Lied, das die Namen ruft, die noch nicht ganz verstummt sind.

## 12 - Alter und Zeugnis

Die Jahre hatten die Stimmen nicht ausgelöscht; sie hatten sie nur verändert. **Rojîn** saß in einem kleinen Saal, dessen Fenster auf einen schmalen Platz blickten. Der Raum war gefüllt mit Menschen — einige kannten sie, viele kannten nur die Namen, die sie in Listen gefunden hatten. Auf einem Tisch lagen ihre Notizen, die Karten, die Liederblätter, die Zettel mit Stempeln und handschriftlichen Vermerken. Alles, was sie gesammelt hatte, war nun versammelt wie ein kleines Archiv des Lebens.

42

Sie war älter geworden, die Haare silbrig, die Hände von der Arbeit gezeichnet. Doch wenn sie sprach, war ihre Stimme klar; sie trug die Melodie der Jahre, die sie überstanden hatte. Vor ihr saßen junge Menschen, Beamte, Nachbarinnen, ein paar Frauen, die einst mit ihr gesungen hatten. Manche Augen waren feucht, andere prüfend; alle aber lauschten. Rojîn begann nicht mit großen Worten. Sie begann mit einem Namen.

„**Miran**“, sagte sie, und die Silbe legte sich wie ein Stein in den Raum. Dann nannte sie weitere Namen, langsam, einer nach dem anderen, als würde sie eine Kette legen, die

niemand mehr reißen konnte. Die Namen waren nicht nur Wörter; sie waren Brücken. Für jeden Namen erzählte sie eine kleine Erinnerung: wer neben wem gesessen hatte, welches Lied man in der Nacht gesummt hatte, welcher Apfelbaum im Hof stand. Diese Details füllten die Lücken, die die Akten ließen.

Zwischen den Namen las sie Auszüge aus den Notizen, die sie über Jahre gesammelt hatte: Zettel mit Stempeln, Briefe, die nie angekommen waren, Randnotizen aus Archiven. Sie legte die Dokumente auf den Tisch, zeigte auf die handschriftlichen Ergänzungen, erklärte, wie ein Stempel auf eine Sammelstelle verwies, wie ein Datum eine Spur zu einem anderen Ort legte. Die Bürokratie, die einst so kalt gewirkt hatte, wurde in ihren Händen zu etwas Greifbarem — nicht als Rechtfertigung, sondern als Beweis.

43

Es kamen Menschen, die Antworten brachten. Eine Frau, die in einem Archiv gearbeitet hatte, reichte eine Liste, die sie in einer Kladde gefunden hatte; ein alter Mann brachte ein Stück Stoff mit dem Muster, das Rojîn kannte; ein junger Historiker hatte Kopien von Dokumenten mitgebracht, die Namen bestätigten. Diese Funde waren keine vollständigen Lösungen, aber sie waren Fäden, die das Netz dichter machten. Rojîn ordnete die neuen Informationen, schrieb sie in ihr Heft und nickte, als würde sie ein unsichtbares Puzzle zusammensetzen.

Doch Zeugnisgeben war nicht nur das Vorlesen von Namen oder das Zeigen von Papieren. Es war auch das Erzählen der kleinen Dinge, die in offiziellen Akten nie standen: die Art, wie die Mutter Brot schnitt, das Flüstern vor dem Schlafengehen, die Lieder, die man heimlich sang. Rojîn sang einige dieser Lieder an jenem Nachmittag, zuerst leise, dann

lauter, bis die Stimmen im Raum einstimmten. Die Melodien verbanden die Anwesenden, machten aus Fremden eine Gemeinschaft, die etwas gemeinsam trug.

Ein junger Beamter, der anfangs skeptisch gewesen war, stand auf und sagte, dass die Dokumente, die sie zusammengetragen hatten, in die offiziellen Archive aufgenommen werden sollten. Es war ein kleiner, aber bedeutender Schritt: Anerkennung, die nicht nur in Worten, sondern in Akten sichtbar wurde. Für einige im Raum bedeutete das eine Form von Gerechtigkeit; für andere war es ein Anfang, die Geschichten in Schulen, in Gemeinden, in Büchern lebendig zu halten.

Zwischen den offiziellen Momenten gab es stille Begegnungen. Rojîn wurde von einer Frau umarmt, die sie kaum kannte, und die Umarmung war mehr als Trost — sie war Bestätigung. Ein Mann, der als Kind getrennt worden war, setzte sich zu ihr, hielt ihre Hand und sagte nur: „Ich habe deine Lieder gesucht.“ Die Worte waren einfach, aber sie trugen die Schwere von Jahrzehnten. 44

Am Abend, als die Sonne hinter den Häusern versank und das Licht weich wurde, trat Rojîn ans Fenster. Die Stadt lag ruhig da, und in der Ferne schimmerte ein Fluss wie ein Band aus Silber. Sie dachte an Zerya — an das Meer, das ihr Name getragen hatte — und an all die Wege, die sie gegangen waren. Manche waren zu Ende geführt worden, andere blieben offen. Doch in all dem blieb die Gewissheit: Erinnerung ist Arbeit, und Arbeit braucht Zeugnis.

Bevor der Saal sich leerte, bat Rojîn um ein letztes Wort. Sie stand auf, die Hände leicht zitternd, und sprach nicht nur an die Anwesenden, sondern an jene, die nicht mehr da waren.

„**Namen nennen heißt, sie am Leben halten**“, sagte sie. „**Singen heißt, nicht zu vergessen.**“ Dann begann sie zu singen — zuerst eine Zeile, dann eine zweite — und die Melodie war einfach, klar, wie ein Atemzug.

Die anderen stimmten ein. Die Worte waren in Kurdisch, und sie fielen wie Samen in die Luft:

*Ez ji te re dibêjim, navên me ne mirin...*

*Ich sage es dir, unsere Namen sind nicht tot...*

Die Zeilen wiederholten sich, und mit jedem Mal schien die Luft dichter zu werden, als würde die Erinnerung selbst atmen. Die Melodie verband die Namen mit den Orten, die Orte mit den Menschen, und die Menschen mit der Zukunft. Es war kein Triumph, kein Ende; es war ein Akt des Beharrens.

45

Als die letzten Töne verklangen, blieb eine Stille, die nicht leer war, sondern voll von dem, was gesagt worden war. Menschen standen auf, umarmten einander, nahmen Kopien der Listen mit, versprachen, die Lieder weiterzugeben. Rojîn setzte sich, legte die Hände in den Schoß und lächelte, müde, aber zufrieden. Sie wusste, dass nicht alle Fragen beantwortet waren, dass nicht alle Namen gefunden werden konnten. Aber sie wusste auch, dass das Nennen, das Singen, das Sammeln von Zeugnissen eine Arbeit war, die weitergehen würde — über ihr Leben hinaus.

Draußen sank die Nacht tiefer. Auf dem Platz vor dem Saal zündeten einige Frauen kleine Lichter an, stellten sie in einer Reihe auf, und die Lichter flackerten wie Punkte auf einer Karte. Rojîn sah ihnen zu, dann stand sie auf, nahm ihre Mappe und ging langsam die Stufen hinab. Jeder Schritt war

ein Zeugnis, jeder Atemzug ein Lied. Und irgendwo zwischen den Namen, den Papieren und den Melodien blieb ein Versprechen: dass Erinnerung nicht allein bleibt, solange Menschen sie nennen und singen.

## Epilog

Die Stadt atmete leise, als wäre sie selbst ein Körper, der sich von alten Wunden erholt. Auf dem Platz vor dem Saal flackerten noch die kleinen Lichter, die Frauen hatten sie in einer Reihe aufgestellt, und die Schatten der Anwesenden fielen lang über das Pflaster. Rojîn ging langsam die Stufen hinab, die Mappe an der Seite, die Lieder in der Brust. Sie spürte das Gewicht der Jahre und zugleich die Leichtigkeit eines Versprechens, das gehalten worden war: Namen genannt, Stimmen bewahrt, Lieder weitergegeben. 46

Zerya war nicht bei der Versammlung gewesen; ihr Weg hatte sie in eine andere Stadt geführt, dorthin, wo das Meer ihren Namen trug. Sie schrieb Briefe, die selten waren, und schickte Stofffetzen, die wie Signale wirkten. Manchmal kamen Nachrichten, kurz und vorsichtig, manchmal nur ein Muster auf einem Tuch, das jemand in einer Nähstube erkannte. Die Schwestern hatten ein Leben geteilt und doch getrennte Wege gegangen; das Band zwischen ihnen blieb, gespannt wie ein Saiteninstrument, das bei Berührung Töne hervorbringt.

Die Lieder, die Rojîn an jenem Nachmittag gesungen hatte, gingen weiter. Junge Menschen, die gekommen waren, um zu hören, nahmen die Melodien mit in ihre Viertel, in ihre Küchen, in die Pausenräume ihrer Arbeit. Ein Lehrer in einer

kleinen Schule las später aus einer Kopie der Listen vor, die Rojîn zusammengestellt hatte; ein Mädchen notierte Namen in ihr Heft und sang die erste Zeile eines alten Liedes leise vor sich hin. Erinnerung vermehrte sich nicht nur durch Archive, sondern durch Stimmen, die sie weitertrugen.

Manche Namen blieben unauffindbar. Manche Türen öffneten sich nur einen Spalt weit, andere blieben verschlossen. Doch die Arbeit, die begonnen worden war, hatte eine Eigendynamik angenommen: Menschen, die einst nur suchten, wurden zu Hütern; die Hüter wurden zu Erzählern; die Erzähler fanden Zuhörer. Aus Einzelschicksalen wurde ein kollektives Gedächtnis, das nicht mehr allein in Akten ruhte, sondern in Häusern, in Liedern, in den Händen derer, die weitergaben.

Am Abend, als die Lichter erloschen und die Stadt in Dunkelheit sank, setzte sich Rojîn an ein Fenster. Sie faltete ein Blatt, das Namen trug, und legte es neben das Tuch, das Zerya einmal geschickt hatte. Sie dachte an die Quelle hinter dem Stein, an die Linden im Hof, an die Stimmen, die sie gehört hatte — die der Mutter, die der Köchin, die der Männer in den Sammelstellen. Die Erinnerung war kein abgeschlossenes Werk; sie war ein fortwährendes Tun, ein tägliches Pflegen. 47

Bevor sie das Licht ausmachte, flüsterte sie eine Zeile, die sie ihr Leben lang getragen hatte, und die Worte fielen wie Samen in die Nacht:

*Ez ji te re dibêjim, navên me ne mirin...*

*Ich sage es dir, unsere Namen sind nicht tot...*

Die Zeile blieb in der Luft, nicht als Triumph, sondern als Verpflichtung. Erinnerung war Arbeit, Zeugnis und Lied zugleich — und solange Menschen die Namen nannten und die Lieder sangen, blieb etwas von dem, was verloren schien, lebendig. Rojîn legte die Hand auf die Mappe, schloss die Augen und hörte in der Ferne ein leises Echo: irgendwo eine Stimme, die antwortete.

---

©Alan Lezan || 16.04.2026